

„Ich behaupte“ heißt nicht „man behauptet“. Ein Plädoyer für mehr Eigenverantwortung in der Wissenschaftssprache

1. Einführende Bemerkungen

1.1. Zielsetzung

In meinem Referat¹ möchte ich mich mit der traditionellen Vorstellung auseinandersetzen, dass die sog. Wissenschaftssprache keine persönlichen Stellungnahmen zum Erforschten duldet; die „Ich“-Form im wissenschaftlichen Diskurs sei demnach zu vermeiden. Erwünscht sind hingegen „Verschleierungseffekte“ durch den massiven Gebrauch von Passiv- oder „Man“-Konstruktionen, hinter denen sich der Autor verbirgt. Als verhüllend gilt auch die Unsitte, über sich selbst in der 3. Person zu sprechen, etwa „der Autor ist der Meinung“ statt einfach zu sagen „ich bin der Meinung“. All die verhüllenden Mittel werden in der Wissenschaftssprache als legitim, ja sogar als gattungstypisch angesehen. Es ist mein Ziel, damit kritisch abzurechnen und einige Argumente darüber in den Raum zu stellen, dass die „Ich“-Darstellungsperspektive die Wissenschaftlichkeit der Texte nicht im Geringsten tangiert. Im Gegenteil: Sie wirkt manchmal sogar vereindeutigend und plagiatsvorbeugend.

Den Gordischen Knoten bildet Harald Weinrichs Postulat, Persönliches aus dem wissenschaftlichen Diskurs zu verbannen (Weinrich 1989:132-133). Ich versuche den Knoten zu durchschlagen und diesen Schritt zu begründen.

1.2. Was ist Wissenschaftssprache?

Dass der Terminus „Sprache“ unterschiedlich verstanden und in der Fachliteratur verschieden erklärt wird, braucht an dieser Stelle nicht diskutiert werden. In diesem Referat verwende ich das Wort „Sprache“ in einer seiner

¹ Der vorliegende Text ist im Rahmen des internationalen Forschungsprojekts entstanden, das aus den Mitteln des NCN [dt. Nationales Zentrum für Wissenschaft] finanziert wird (Nummer der Entscheidung DEC-2013/08/M/HS2/00044).

möglichen Bedeutungen, als „Art und Weise, wie eine ethnische Gruppe miteinander kommuniziert“ (Grzegorzyczkowa 2008:12-13). Diese Erklärung entspricht einer naiven, intuitiven Sprachauffassung, obwohl sie auch unter seriösen Linguisten sehr verbreitet ist. Es sei darauf hingewiesen, dass die heutzutage modisch gewordenen Abarten der Sprachwissenschaft wie etwa „Bildlinguistik“, Fachsprachen- oder Werbesprachforschung nur mit dieser Sprachauffassung vereinbar sind. Eine kritische Stellungnahme dazu würde mich wertvolle Minuten kosten, weshalb wir es heute bei der erwähnten Vorstellung von „Sprache“ belassen. Mutatis mutandis kann die Wissenschaftssprache als Art und Weise definiert werden, wie sich Wissenschaftler in ihrem Fachdiskurs austauschen.² Die Wissenschaftssprache ist nichts als Fachjargon, in dem bestimmte gruppenspezifisch bevorzugte Sprachgebrauchsregister einer ethnischen Sprache hochfrequent genutzt werden.³ Ich habe schon mehrmals in meinen polemischen Texten darauf verwiesen, dass weder Morphosyntax noch Artikulation/Schreibung in der Wissenschaftssprache von denen der jeweiligen ethnischen Sprache abweichen (siehe dazu Cirko 2009:56-69). Die sog. Wissenschaftssprache zeichnet sich dadurch aus, dass bestimmte semantische und syntaktische Strukturen bevorzugt und gleichzeitig andere vermieden werden, was pragmasemantisch und konventionell-stilistisch bedingt ist (vgl. Cirko 2009, 2013).

Die Wissenschaftssprache ist eine ziemlich hermetische, stark konventionalisierte Kommunikationsform. Die Unkenntnis dieser Konventionen stigmatisiert jeden, der im wissenschaftlichen Gewerbe tätig sein möchte. Der Dilettant blamiert sich vor ausgewiesenen Wissenschaftlern, die aus der Sicht der ihnen vertrauten Konventionen Verstöße gegen den Kanon in den Texten von Novizen feststellen und kritisieren. Die Erfahrenen sind es, die die Novizen in den Gelehrtenstand aufnehmen oder ihnen den Zugang (zeitweilig) verweigern.

Dass die Konventionen im wissenschaftlichen Diskurs beachtet werden müssen, ist offensichtlich. Sie sichern z.B. eine terminologische Stringenz und eine sachliche Argumentation, beim polemischen Vorgehen auch eine text- und nicht personenbezogene Kritik. Dies zeugt von der wissenschaft-

² Trefflich sagt dazu Gauger (1985:119), dass es sich vielmehr um „das Sprechen der Wissenschaft“ und nicht um die Sprache selbst handle.

³ Diese Auffassung ist mit der vielzitierten, für viele beinahe „klassischen“ Auffassung Lothar Hoffmanns (1985:53) vereinbar. Hoffmann sieht die Fachsprache als „Gesamtheit der sprachlichen Mittel“ an (der Zirkel in der Definition ist perfekt!), die (fach)gruppenspezifisch gebraucht wird.

lichen Redlichkeit und wird zum Element einer sittlichen Auseinandersetzung, bei der die Würde des Opponenten nicht verletzt wird. Kurz gesagt: Die Kenntnis der Konventionen wird zum Element einer Informationsaustauschkultur und zum Garant einer guten Kommunikation innerhalb der Wissenschaftsgemeinschaft. Deswegen ist es für jeden Wissenschaftler so wichtig, seine eigenen Konventionskenntnisse auf dem aktuellen Stand zu halten und sie in effektiver Weise an angehende Wissenschaftler zu vermitteln, damit auch diese am wissenschaftlichen Diskurs effektiv und effizient teilnehmen können. Effektiv heißt „richtige Sachen tun“, effizient heißt „die Sachen richtig tun“.

Ich habe bereits gesagt, dass die Unkenntnis der Konventionen der Wissenschaftssprache jeden stigmatisiert, der sich trotzdem wissenschaftlich betätigen will. Dies kann besonders für nicht muttersprachliche Wissenschaftler zum Verhängnis werden: Ihre Texte werden manchmal nicht ernst genommen, weniger wegen des Inhalts denn wegen formaler und stilistischer Entscheidungen, die von den Muttersprachlern als irgendwie falsch angesehen werden. Ein nicht muttersprachlicher Forscher kann sich selbstverständlich die Diskursregeln in der deutschen Sprache aneignen, indem er am wissenschaftlichen Diskurs der deutschen Wissenschaftsgemeinschaft teilnimmt. Er wird aber lange einen Ballast nativer Gewohnheiten mitschleppen, die, insbesondere in den Lehrjahren, sich als hinderlich erweisen können.

1.3. Kodifizierung der Wissenschaftssprache

Es gab viele Versuche, die Wissenschaftssprache unter anderen Kommunikationsformen zu positionieren und ihre Eigenart zu beschreiben. Im deutschen Sprachraum kann man sogar von einer thematischen Klammer sprechen. 1985 fand in Konstanz eine Tagung zum Thema „Wissenschaftssprache Deutsch“ statt.⁴ 2011 kam es zu einer Art Abrechnung mit den damaligen Vorstellungen während der in Essen stattfindenden Konferenz „Deutsch in den Wissenschaften“.⁵

Welches sind die Merkmale, die in einem wissenschaftlichen Text als kanonisch angesehen werden?

Der Australier Michael Clyne, eine Kapazität in der Erforschung von funktionalen Stilen in der Wissenschaft, rechnete die deutsche Wissen-

⁴ Siehe dazu Kalvenkämper/Weinrich (Hg.) 1985.

⁵ Siehe dazu Deutsch in den Wissenschaften, 2013.

schaftssprache, obwohl er selbst keine slawische Sprache sprach, dem slawisch-russischen Stil zu (vgl. Clyne 1987). Für diesen Stil sei ein totales Gedankenchaos charakteristisch: Der Autor mache zahlreiche Abstecher vom zentralen Thema, dann Abstecher von Abstechern usw. Dieser permanente Abschweifungsdrang steht der Linearität angelsächsischer wissenschaftlicher Texte gegenüber. Unwillkürlich erinnere ich mich an eine Passage in Mark Twains berühmter Erzählung „Die schreckliche deutsche Sprache“ [The Awful German Language], in der Ähnliches behauptet wurde.

Laut einer alten Umfrage, die Els Oksaar in den 80er Jahren bei einer Gruppe von 20 Hamburger Graduierten durchgeführt hat (vgl. Oksaar 1985:102-103), liegt die Verständlichkeit ganz vorn, wobei es hier um die Verständlichkeit für Eingeweihte geht und nicht um die üblichen Kriterien wie etwa einfacher Satzbau, Kürze und Geläufigkeit der Wörter (vgl. Oksaar 1985:103). Die Verständlichkeit ist ein Attribut der fachgerechten Sachauffassung und weniger des Sprachgebrauchs selbst. Ferner werden aufgezählt: logische und klare Gedankenführung, eindeutige und klare Formulierungen, Schlichtheit und Sachlichkeit, Abkehr von esoterischem Sprachgebrauch, genaue Definition und Gebrauch der Begriffe (womit offensichtlich Termini gemeint sind – L.C.)

Gauger (1985:123) nennt vier grundlegende Merkmale der Wissenschaftssprache: dienendes Sprechen (Sachlichkeit), Fasslichkeit (Zugänglichkeit ohne Einbuße der Sachlichkeit), Toleranz für sprachliche Anmut und schließlich Toleranz für Eigenprägung, für den individuellen Stil. Auf den zuletzt genannten Punkt möchte ich Sie aufmerksam machen.

Nach Torsten Steinhoff (2007:10-19), der die bisherigen Kodifizierungsversuche durchforstete und verallgemeinerte, gibt es vier dominierende Merkmale: Gegenstandsanbindung, Eindeutigkeit, Ökonomie und Anonymität.

Mein besonderes Interesse gilt dem Merkmal der Anonymität. Damit ist etwa gemeint, dass die Person des Forschers irrelevant ist und im Hintergrund verborgen bleiben soll. Formulierungen, die eine subjektiv-persönliche Note enthalten, gelten in der Wissenschaftssprache als verpönt. Sie verletzen, so behaupten viele, die Konventionen der wissenschaftlichen Diskussion. Wann genau diese Konvention ins Bewusstsein vieler Wissenschaftler eingedrungen ist, bleibt unklar. In der Fachliteratur verbindet man ihre Kodifizierung mit dem Namen Harald Weinrichs.⁶ 1989 hat Weinrich

⁶ Weinrichs Ansichten werden aber im deutschen Sprachraum von vielen anerkannt, vgl. u.a. Kruse/Jakobs (1999:24); Kaiser (2002:181).

im Beitrag „Formen der Wissenschaftssprache“ das Desiderat formuliert, der Wissenschaftler habe die „Ich“-Perspektive zu vermeiden. In extenso lautet die Passage, die in die Fachliteratur als „ich-Verbot“ eingegangen ist, wie folgt: „Erstes Verbot: Ein Wissenschaftler sagt nicht „Ich“. Auszählungen des tschechischen Linguisten Eduard Beneš in den wissenschaftlichen Fachtexten haben ergeben, daß die Ichform eine außerordentlich niedrige Frequenz hat, die bei etwa 0,2 % liegt. Das kann man wohl nicht anders als mit einem Ich-Verbot erklären, das allerdings nirgendwo explizit ausgesprochen ist, sondern stillschweigend aus dem Gebot der wissenschaftlichen Objektivität abgeleitet wird“ (Weinrich 1989:132).

Ich sehe sogar einen rationalen Kern in diesem Postulat. Die Wissenschaft hat die Tatsachen aufeinander zu beziehen und ihren Zusammenhang zu erläutern, und zwar so, dass die Erkenntnisse nachprüfbar und nach der beschriebenen Methode wiederholbar sind. Nähern wir uns diesem Ideal, indem wir uns selbst als Teilnehmer am wissenschaftlichen Erkenntnisprozess verleugnen? Hat Weinrich Recht? Ich versuche einige Argumente gegen ein dogmatisches Festhalten an dieser rein stilistischen Konvention darzustellen.

2. Warum plädiere ich für die „Ich“-Perspektive?

Wir leben in den Zeiten, in denen der Informationszuwachs in der Wissenschaft ein inflationäres Ausmaß angenommen hat. Der Forscher hat sich heutzutage damit abzufinden, dass er allenfalls nur einen Bruchteil der vorhandenen Information sichten und wieder nur einen Bruchteil von diesem Bruchteil verarbeiten kann. Zum Problem wird allein die Selektion der eingehenden Information. Wichtige Informationen müssen sorgfältig aus der Halde geborgen werden, wo neben wissenschaftlichen Juwelen tonnenweise pseudowissenschaftlicher Unrat lagert. Selbst wenn die Spreu vom Weizen mit aller notwendigen Sorgfalt getrennt wird, werden heutzutage viele neue, wissenschaftlich „unverdaute“ Daten in den Diskurs eingeschleust. Die Dynamik dieses Diskurses hat zur Folge, dass Besprochenes voreilig zum gemeinsamen Gut der wissenschaftlichen Gemeinschaft erklärt wird: Erkenntnisse, die ein Forscher gemacht hat, werden viel zu schnell von ihm als Entdecker/Autor losgelöst und ohne Bezug auf den Autor/Urheber dargestellt. Jeder, der schon mal Wikipedia-Texte gelesen hat, weiß, was ich damit meine.

Bleiben wir bei diesem Phänomen noch einen Augenblick stehen. Das oberste Ziel der Wissenschaft ist, den Wissenshorizont der Menschheit zu

erweitern. Dieser Horizont ist eine der wichtigsten Komponenten dessen, was man gewöhnlich „Zivilisation“ nennt. So gehört zu diesem Horizont anno 2013 beispielsweise die als gesichert geltende Einsicht, dass unser Planetensystem heliozentrisch ist. Niemand wird mich wohl eines Plagiats bezichtigen, wenn ich beim Verweis darauf den Namen Copernicus nicht jedes Mal explizit erwähne, denn auch die Urheberschaft der heliozentrischen Theorie wird zum gemeinsamen Zivilisationsgut. Erwiesenes und seit geraumer Zeit Anerkanntes, etwas, wogegen kein Vernünftiger polemisiert, braucht nicht immer bibliographisch abgesichert werden. Wenn ich aber in einer sprachwissenschaftlichen Abhandlung sage, dass die optimale sprachliche Kommunikation „bekanntlich“ nach dem Kooperationsprinzip verlaufe, ohne auf Paul Grice hinzuweisen, so ist solch eine Formulierung wissenschaftlich dreist und für viele plagiatsverdächtig. Was noch nicht ins kollektive Bewusstsein einer Gesellschaft eingedrungen und zu dessen festem Bestandteil geworden ist, was noch eine Polemik hervorrufen kann, muss mit dessen Autor/Urheber in einem Atem genannt werden. Und wenn jemand formuliert „es wird gesagt“ oder „man sagt“, so macht er die Sache keinen Tick besser.⁷ Eine Abart dessen ist die Formel „man sagt – Klammer auf – Name – Verweis auf die Quelle – Klammer zu“. Ich finde sie gattungskonform, aber doch irgendwie schizophran. Es gibt Erkenntnisse, deren Urheberschaft betont werden muss.

3. „Ich“-Perspektive in der universitären Didaktik

Wie kann man derartigen pathologischen Situationen vorbeugen? Der Ausweg ist einfacher als man denkt. Seit geraumer Zeit empfehle ich meinen Studentinnen und Studenten, pingelig zu unterscheiden, ob man über Fremdes referiert oder ob man dem wissenschaftlichen Diskurs seine eigenen Überlegungen beisteuert. Es gibt keinen dritten Weg: Entweder bezieht sich der Forscher auf fremde oder auf eigene Erkenntnisse. Ich verlange ausdrücklich von jedem meiner Schützlinge, dass er so den Text gestaltet, dass aus der ersten Zeile jedes neuen Absatzes unmissverständlich hervorgeht, wer der Autor ist. So wenig und so viel zugleich. Aber das funktioniert!

Hierbei zwei Ausschnitte aus einer (authentischen) Magisterarbeit, die 2013 verteidigt wurde.⁸ Der erste illustriert das fröhlich-unbekümmerte

⁷ Eine Liste typischer verfasserreferentieller Mittel und Verfahren bei Steinhoff (2007:165-166).

⁸ Die bibliographischen Angaben sind dem Literaturverzeichnis zu entnehmen.

Schaffen der Autorin, der zweite zeigt dessen „So-Gut-Wie-Endprodukt“. Beide Ausschnitte entsprechen sich in der Struktur der Arbeit, der zweite Ausschnitt ist eine mittlerweile reifer gewordene Mutation des ersten.

Fassung vom März (alle sprachlichen und orthographischen Eigentümlichkeiten wurden beibehalten):

„Der Begriff Namenkunde, Namenforschung, Onomatologie oder Onomastik kommt aus dem altgriechischen und wird als eine Teildisziplin der Sprachwissenschaft angesehen. Onomastik beschäftigt sich mit der Bedeutung und Herkunft der Eigennamen“ (vgl. Glück 1993:410). Diese Lehre zerfällt in mehrere Disziplinen, die hauptsächlich nur auf eine bestimmte Gruppe von Eigennamen fokussiert sind. Obwohl diese Definition klar und verständlich sein scheint, kann die genaue Festsetzung des Bereiches der Untersuchung kontroverse Diskussionen auslösen. Allgemein beschäftigt sich die Onomastik mit Namen und Nachnamen (es können auch Spitznamen sein) von Personen (Anthroponymie) oder mit den Eigennamen der Ortschaften (Toponomastik), Flüssen (Hydronimi), Bergen (Oronimi), Tieren (Zoonimi).

Eine Frage, die ohne Antwort bleibt ist, ob die Onomastik sich auch mit Namen von Gegenständen, Flugzeugen, Wagen, Uhren usw. beschäftigen sollte. Dabei handelt es sich um Objekte die nicht von der „Natur aus“ in der Welt existieren, sondern durch Menschen erzeugt wurden.

In den meisten Wörterbüchern kann man lesen, dass man sich mit der Onomastik schon in der Antike beschäftigt hat. Einige Zeit später, in der Renaissance, tauchten die sogenannten Onomastikeren auf. Diese enthalten die Etymologie der Namen, dabei handelt es sich besonders um die Namen die wir in der Bibel finden können, also auch die Dämonennamen. Intensiver entwickelte sich die Onomastik in der zweiten Hälfte des XIX Jahrhunderts, besonders in solchen Ländern, wie: Frankreich, Deutschland, Schweden, Norwegen (vgl. Polański 1995:369).“

Fassung vom Juni:

„In der vorliegenden Arbeit werde ich mich mit dem Thema „Die biblischen Monster: Versuch eines deutsch-polnischen onomastischen Vergleichs“ (nie wiem czy zostawić taki temat pracy?) [ich weiß nicht, ob ich diesen Titel so lassen soll – L.C.] auseinandersetzen. Am Anfang erkläre ich zwei wichtige Termini wie Onomastik und Anthroponymie; erst dann ist es möglich, den Kern dieses Problems zu verstehen. Kurz gesagt ist Onomastik eine sprachwissenschaftliche Teildisziplin, die sich mit der Erforschung und Geschichte der Eigennamen befasst (vgl. Polański 1995:369). Onomastik kann auch als Namenkunde bezeichnet werden. Glück (1993:410) sagt: „Ling[uiistische] Disziplin, die sich mit der...Geschichte, geograph[ischer] Verbreitung, Bedeutung und Systematik der Namen bzw. der Eigennamen beschäftigt“. Ähnliche

Erläuterungen dieses Begriffs finden wir auch bei Bußmann (2002:484). Bei dem Begriff Onomastik handelt es sich allgemein um Eigennamen verschiedener Ortschaften, Namen und Familiennamen, es ist jedoch noch keine eindeutige Klasse. Onomastik zerfällt in zwei Teil(disziplinen): Anthroponymie (Personennamen) und Toponomastik (geographische Objekte). In dieser Arbeit werde ich mich mit den Begriff Anthroponymie beschäftigen. Anthroponymie ist ein Teil(gebiet) der Onomastik, das ausschließlich auf die Personennamen und die Methoden ihrer Entstehung fokussiert ist (vgl. Polański 1995:47). Anthroponymie kann auch als Anthroponomastik oder Personennamenforschung bezeichnet werden. Nach Bußmann (2002:5008): „Teildisziplin der Namenforschung, die sich mit der Entstehung, Herkunft, Verbreitung und Deutung von auf Personen bezogenen Namen beschäftigt“. Auf eine ähnliche Art wird der Begriff in der polnischen Sprache auch definiert, wie z.B. in der „Encyklopedia językoznawstwa ogólnego“ (1995:47). Diese Termini werde ich in Kapitel 2.1 und 2.2 genauer beschreiben und deren Anwendung in verschiedenen Bereichen angeben.“

Somit wird mit Achtung mit dem wissenschaftlichen Erbe der Vorgänger bzw. Opponenten umgegangen und selbstbewusst der eigene Beitrag zum Diskurs markiert. Dem Leser ist die Perspektive vollkommen egal, ob der Text ihm als persönlich oder unpersönlich erscheint. „Man“ oder Ähnliches verwässert die Eigenverantwortung des Autors.

4. Abschließendes

Die Wissenschaft ist rücksichtslos demokratisch und räumt jedem die gleichen Rechte ein: Ob Ordinarius an einer weltweit anerkannten Universität oder Student einer Hochschule, wo sogar die Google Maps keinen Treffer melden, hat jeder Forscher die gleichen Aufgaben und soll ohne Ansehen des Titels, der Hochschule und der Besoldungsstufe gleich behandelt werden. Entweder genügt seine Forschungsarbeit den Erfordernissen der Wissenschaft, oder er entpuppt sich als Stümper. Zum positiven Bild des Forschers gehört auch die Art, wie mutig er ist, die Bürde der Eigenverantwortung in seinem Beruf auf sich zu nehmen.

Ich postuliere, uns selbst und unsere Studenten zur mehr Eigenverantwortung für das Geschriebene zu zwingen. Ich rufe Sie alle dazu auf! Der einfache redaktionelle Trick, den ich vorgeschlagen habe, möge einer der Pflastersteine auf dem Weg zu diesem Ziel sein.

Literatur

- Cirko Lesław, 2009, Akceptacja w komunikowaniu się. Między preskrytywizmem a permissyvizmem, Wrocław.
- Cirko Lesław, 2013, Deutsch als Sprache der Wissenschaft aus der Sicht eines Auslandsgermanisten, in: Deutsch in den Wissenschaften. Beiträge zu Status und Perspektiven der Wissenschaftssprache Deutsch, München, S. 72-77.
- Clyne Michael, 1987, Cultural differences in the organisation of academic texts. English and German, in: *Jornal of Pragmatics* Vol. 11/1987, S. 211-247.
- Deutsch in den Wissenschaften. Beiträge zu Status und Perspektiven der Wissenschaftssprache Deutsch, 2013, München.
- Gauger Hans Martin, 1985, Zur Sprache der Wissenschaft: Sermo incurvatus in se ipsum, in: Kalvenkämper H./Weinrich H. (Hg.), 1985, Deutsch als Wissenschaftssprache, 25. Konstanzer Literaturgespräch des Buchhandels, Tübingen, S. 119-123.
- Grzegorzcykowa Renata, 2008, Wstęp do językoznawstwa, Warszawa.
- Hoffmann Lothar, 1985, Kommunikationsmittel Fachsprache. Eine Einführung, 2. völlig neu bearb. Aufl. Tübingen.
- Kaiser Dorothee, 2002, Wege zum wissenschaftlichen Schreiben. Eine kontrastive Untersuchung zu studentischen Texten aus Venezuela und Deutschland, Tübingen.
- Kalvenkämper Hartwig / Weinrich Harald (Hg.), 1985, Deutsch als Wissenschaftssprache, 25. Konstanzer Literaturgespräch des Buchhandels, Tübingen.
- Kruse Otto / Jakobs Eva-Maria, 1999, Schreiben lehren an der Hochschule: ein Überblick, in: Kruse O./Jakobs E.-M./Rühmann G. (Hg.), Schlüsselkompetenz Schreiben. Konzepte, Methoden, Projekte für Schreibberatung und Schreibdidaktik an der Hochschule, Neuwied/Kriftel/Berlin, S. 19-34.
- Oksaar Els, 1985, Gutes Wissenschaftsdeutsch – Perspektiven der Bewertung und der Problemlösungen, in: Kalvenkämper H./Weinrich H. (Hg.), Deutsch als Wissenschaftssprache. 25. Konstanzer Literaturgespräch des Buchhandels, Tübingen, S. 100-118.
- Plinta Magdalena, 2013, Die biblischen Monster: Versuch eines deutsch-polnischen onomastischen Vergleichs, Wrocław (ungedruckte Magisterarbeit; im Archiv des Autors).
- Steinhoff Thorsten, 2007, Wissenschaftliche Textkompetenz. Sprachgebrauch und Schreibentwicklung in wissenschaftlichen Texten von Studenten und Experten, Tübingen.
- Weinrich Harald, 1989, Formen der Wissenschaftssprache, in: *Jahrbuch der Akademie der Wissenschaft zu Berlin*, S. 119-158.